

ANN GRANGER



DENN UMSONST IST NUR DER TOD

FRAN VARADYS ZWEITER FALL



be THRILLED

Straßen lag. Sie öffnete sie, und tatsächlich, da war der von der neuen Mauer geschaffene Flur, der in einen kleinen, quadratischen Raum ohne Fenster führte. Fensterlos im gewöhnlichen Sinne des Wortes, heißt das. Aus einem runden Oberlicht fiel Tageslicht herein, und mir wurde klar, dass wir uns jetzt hier unter dem Bürgersteig befanden. Heureka!

»Ein viktorianischer Kohlenkeller«, erklärte Daphne. »Diese Häuser hatten jeden nur denkbaren Komfort ihrer Zeit. Die Kohlen wurden über eine Rutsche durch die mit Messingplatten abgedeckten Luken geschüttet, die Sie auf dem Weg hierher bestimmt draußen auf dem Bürgersteig gesehen haben. Direkt hinunter in den Keller. Nicht nötig, dass die Kohlenmänner durch das Haus liefen. In den meisten Häusern werden diese Keller heute als Abstellkammern benutzt. Das eine oder andere hat wie dieses Haus hier einen Zugang zu dem ehemaligen Kohlenkeller, der durch die Souterrainwohnung führt. Vorher war der einzige Zugang das Kohlenloch und der Raum völlig vom restlichen Haus abgetrennt.«

Sie schaltete das Licht ein. Ein Weichholzbett und ein Schrank war alles, was in den Raum hineinzupassen schien. Es war ein merkwürdiges Gefühl, in diesem Keller zu stehen, unerträglich, wenn man klaustrophobisch veranlagt war. Das Gefühl wurde noch verstärkt vom Geräusch der Schritte, oben auf dem Bürgersteig. Ich fragte mich bereits, ob das ein möglicher Verhandlungspunkt war, wenn es um die Vereinbarung der Miete ging. Nicht jedermanns Geschmack, ein Schlafzimmer wie dieses.

»Niemand kann durch das Glas hineinsehen«, beruhigte mich Daphne. Wahrscheinlich deutete sie mein Schweigen als diesbezügliche Zweifel. »Und nicht viele Leute kommen vorbei. Es ist eine sehr ruhige Straße.«

Zeit für die Beichte und mein Geständnis. »Wissen Sie, das ist eine wirklich sehr schöne Wohnung, wirklich, doch ich kann es unmöglich bezahlen. Es tut mir Leid. Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben, mir die Wohnung zu zeigen!«

Sie neigte den Kopf zur Seite wie ein großer dünner Vogel. »Wenn Ihnen die Wohnung wirklich gefällt und sie zu Ihnen passen würde«, sagte sie taktvoll, »dann können wir gerne über Bedingungen diskutieren, die zu einem gegenseitigen Einvernehmen führen.«

Mein Herz machte einen Satz. Entschlossen riss ich mich zusammen. Keine unnötige Aufregung wegen etwas, das nicht Wirklichkeit werden würde. Daphne führte mich zurück in das Wohnzimmer, und wir beide nahmen auf dem blauen Ripssofa Platz.

»Ich sollte zunächst erklären«, begann sie, »dass ich einundsiebzig Jahre alt bin.«

Ich zeigte gleich, wie sehr mich dieses Eingeständnis überraschte, denn ich hätte nie geglaubt, sie könne schon so alt sein. Sie winkte bloß ab.

»Meine Freunde und Verwandten meinen es gut, aber sie mischen sich ein, und sie sagen, ich sollte nicht mehr völlig für mich und allein leben. Ich wüsste nicht, was dagegen spricht. Ich bin absolut fit und kein Stück *gaga*. Aber die liebe Verwandtschaft nörgelt ständig. Also habe ich die Kellerwohnung renovieren und den Kohlenkeller in ein zusätzliches Zimmer umbauen lassen, wie Sie gesehen haben. Ich wollte die Wohnung nicht wirklich vermieten, sondern Zeit gewinnen, weiter nichts. Ich hasse den Gedanken, dass Fremde in meinem Haus leben, selbst wenn sie hier unten völlig für sich sind. Aber

irgendwann waren die Umbauarbeiten beendet, und meine Verwandtschaft fing von neuem an zu fragen, wann ich denn die Wohnung endlich in die Zeitung setzen würde.

Niemals, habe ich ihnen erklärt. Ich warte, bis mir jemand empfohlen wird. Also fingen sie an, mir Leute zu empfehlen, und nicht einer von ihnen war mir auch nur halbwegs *sympathique*, wie die Franzosen sagen. Nie stellte sich einfach eine harmonische Verbindung zueinander her. Meine Familie meinte, das spiele keine Rolle, weil ich die Mieter niemals sehen müsste. Aber warum sollte ich ihnen dann überhaupt die Wohnung in meinem Keller vermieten? Der Grund war doch, dass ich im Falle eines Notfalls jemanden hätte, der mir rasch hilft. Und wenn es einen Notfall gibt, dann will ich doch nicht, dass mir Leute helfen, die ich nicht mag, so ist es doch, oder nicht? Also flüchtete ich mich weiter in Ausreden, um nicht vermieten zu müssen.«

Sie zögerte und sah mich nervös an, und ihre Augen fragten, ob ich verstand. Ich gestand ihr, dass ich sehr gut verstünde, was sie meinte. Es war ihre Privatsphäre und ihre Unabhängigkeit, an der all jene wohlmeinenden Leute nagten. Ich wusste genau, wie sie sich fühlte, weil ich meine eigene Unabhängigkeit so sehr schätzte. Ich gab mir Mühe, meine Gefühle in die richtigen Worte zu packen.

Ihre Miene hellte sich auf, und sie nickte begeistert. »Ich dachte mir, dass Sie es verstehen! Alastair war ziemlich sicher, dass Sie genau die richtige Person sind, ich jedoch wollte vorsichtig abwarten und mich dann entscheiden. Jetzt bin ich mir wirklich sicher, dass Sie *sympathique* sind, also können wir, falls Ihnen die Wohnung zusagt, eine Miete vereinbaren, die Sie bezahlen können.«

Ich war nicht in der Position, dieses Angebot abzulehnen. Außerdem war es bestimmt das beste Angebot, das ich jemals bekommen würde, wahrscheinlich in meinem ganzen Leben. Ich hatte ein paar Bedenken, wie ich gestehen muss. Beispielsweise, dass es nichts auf der Welt umsonst gibt. Es muss kein Geld sein. Oder das merkwürdige kleine Schlafzimmer unter dem Bürgersteig. Doch darüber konnte ich mir später immer noch Gedanken machen. Ich sagte zu Daphne, dass mir die Wohnung ganz ausgezeichnet gefalle.

»Klar, er hat eine Entführung beobachtet!«, regte Ganesh sich auf. »Und er hat außerdem rosa Schlangen, riesige Pandas und kleine Männchen in grünen Jacken gesehen, die auf der Fiedel spielen!«

Ganesh kann manchmal richtig schwierig sein, und im Augenblick war er es ganz besonders. Wir waren vom Bahnhof geradewegs zu meiner neuen Wohnung gegangen und hatten auf dem ganzen Weg dorthin gestritten. Jetzt saßen wir über aufgewärmtem indischem Dhal und stritten immer noch. (Ich bin keine Köchin. Ganesh hatte das Dhal in einer Plastikdose aus High Wycombe mitgebracht.) Nicht nur das Dhal war aufgewärmt. Wir wärmten Alkie Albies Geschichte gerade zum x-ten Mal auf.

»Ich glaube ihm«, meinte ich schon etwas schnippisch. »Hauptsächlich wegen der Einzelheiten, wie beispielsweise das Tuch mit den K.-o.-Tropfen.«

Gan legte seine Gabel beiseite. »Jetzt komm schon, so was kann sich jeder ausdenken!«

»Und das Aliceband.«

»Das was?«

Ich erklärte ihm, dass es sich um eine bestimmte Sorte von Haarbänder handele. »Klar hätte er sie beschreiben können, wie es ihm gerade in den Sinn kam. Aber ein Detail wie dieses Haarband denkt man sich nicht einfach eben mal aus. Er hat sie gesehen. Außerdem bedeutet die Tatsache, dass er ein Penner ist, nicht zwangsläufig, dass er nicht mehr beobachten kann.«

Gan schob seinen Teller von sich. »Du glaubst echt, ich hätte überhaupt keine Ahnung davon, wer der alte Kerl ist, was? Du irrst dich! Der läuft immer in diesem Teil der Stadt herum. Nur hast du ihn zufällig noch nie vorher gesehen. Lass dir sagen, du hast ihn an einem guten Tag erwischt! Er ist nicht mehr zu retten. Normalerweise ist er sturzbetrunken, und je betrunken er ist, desto aggressiver ist er. Er stolpert durch die Gegend, schüttelt die Faust und stellt sich willkürlich Passanten in den Weg, um ihnen Schläge anzudrohen. Sobald Onkel Hari ihn sieht, rast er nach vorn und verrammelt die Tür, für den Fall, dass Alkie Albie in den Laden kommen will!«

»Ich weiß überhaupt nicht, warum dein Onkel versucht, ein Geschäft zu führen«, nörgelte ich genervt. »Er vertraut niemandem, der den Laden betritt! So bekommt er nur ein Magengeschwür! Warum sucht er sich nicht ein anderes Betätigungsfeld, eines ohne Kinder, die ihn bestehlen könnten? Wir könnten beispielsweise eine Reinigung hier in der Gegend gebrauchen.«

Ganeshs Miene hellte sich auf. »Du und ich, wir könnten ...«

»Nein, könnten wir nicht, Gan!«

»Es ist ein anständiges Geschäft!«

»Ich ertrage den Chemikaliengestank nicht«, widersprach ich entschieden.

Auch das war ein aufgewärmter alter Streit. Wir alle haben unseren Traum, genau wie ich es Daphne gesagt hatte. Ganeshs Traum war es, mit mir zusammen irgendwo ein Geschäft aufzumachen. Die Vorstellung, an einen Laden gebunden zu sein, erschien mir jedoch ganz und gar nicht als Traum, vielmehr als ein ausgemachter Albtraum. Ich verstand Onkel Haris Neurosen nur zu gut. Mit der Verantwortung für einen Laden würde ich enden wie Onkel Hari, würde Pillen mit Kräutermedizin schlucken und schuftete bis zum frühen Tod durch Herzversagen. Allein der Gedanke, an irgendetwas gebunden zu sein, erfüllt mich mit Abscheu, wie man so schön sagt. Mit anderen Worten, es macht mir eine Scheißangst.

Ich hatte gegenwärtig keinen Job, und ich hatte keine Familie, zugegeben. Aber ich hatte meine Unabhängigkeit – und habe sie – Gott sei Dank! – immer noch. Sie wächst mir mehr und mehr ans Herz, und zwar mit jedem Mal, das ich mit ansehen muss, welchen Preis andere dafür zahlen, die ihre Unabhängigkeit weniger hoch schätzen als ich und sie aufgeben. Das ist der Grund, warum ich mit Daphne so gut harmoniere. Nichts zu besitzen ist nicht notwendigerweise schlecht. Nichts zu besitzen bedeutet nämlich auch, dass man von nichts besessen wird. Ich habe eine anständige Wohnung, im Augenblick jedenfalls, ansonsten aber habe ich nichts (außer Ganesh als Freund, und das ist eine Menge wert).

Aber nehmen wir zum Beispiel Ganesh. Er steht seiner Familie sehr nah, und sie liebt ihn. Sie setzt allerdings auch Erwartungen in ihn. So etwas ist eine schreckliche Last für einen Menschen. In mich setzt niemand Erwartungen, nicht mehr. Großmutter Varady und Dad hatten Erwartungen in mich, und ich habe sie enttäuscht. Es tut mir sehr Leid und wird

es wohl immer tun, doch ich kann nichts mehr daran ändern. Niemand kann die Vergangenheit ändern; man kann höchstens – oder sollte ich sagen: vielleicht? – seine Lehren aus der Vergangenheit ziehen, und das ist nicht einfach. »Lern aus deinen Fehlern!«, fordern die Leute mit unterschiedlich stark ausgeprägter Selbstgefälligkeit doch immer.

»Hört zu, Leute!«, will ich denen dann entgegenhalten. »Wir machen die Fehler, die wir machen, weil wir eben sind, wie wir sind! Wir sind schlechte Menschenkenner oder leicht zu beeinflussen oder gutmütiger, als gut für uns selbst ist, oder schlicht und ergreifend faul und träge. Das ist der Grund, aus dem wir die gleichen Fehler immer und immer wieder begehen!« Ich schätze, letzten Endes kann man das ›Gewohnheit‹ nennen – oder sogar Lebensstil.

Das soll nicht heißen, dass ich keine Pläne habe, keine Hoffnungen, Erwartungen, Träume, nennen Sie es, wie Sie wollen. Im Gegenteil. Doch solange ich nur mir, Fran Varady, selbst und niemandem sonst etwas schuldig bin, kann ich nur mich und niemanden sonst enttäuschen. Und genauso find ich es gut.

Ich stand auf, sammelte die Teller ein und brachte sie in meine winzige Küchenzeile. Ich war einigermaßen durcheinander, denn trotz meiner Behauptung von eben, dass niemand Erwartungen in mich setzt, spürte ich, dass dies bei Ganesh möglicherweise doch der Fall war. Mehr noch, ich sah jetzt, dass das Gleiche auch für Alastair galt. Beide erwarteten von mir, dass ich es auf irgendeine akzeptable Weise zu etwas bringen würde. Was bedeutete, dass ich wieder mitmischte bei dem erbarmungslosen Konkurrenzkampf, den die Menschheit untereinander auszutragen beliebt. Und jetzt war da auch noch Daphne. Wenn ich nicht vorsichtig war, würde ich unter Druck geraten, und falls das geschah, müsste ich weiterziehen, weg von ihnen allen.

Genug über mich. Ich habe keine Lust, neurotisch zu werden.

»Wie kommt deine Familie zurecht?«, rief ich über die Schulter, während ich den Wasserkocher füllte, um Tee zu machen. »Irgendwelche Neuigkeiten, was Ladenlokale angeht?«

»Sie haben ein paar interessante Objekte gefunden, ja. Jay rechnet durch, was sie sich leisten können und was nicht.«

Jay war Buchhalter. Ein Buchhalter als Schwiegersohn ist nützlich, die Patels wurden also gut beraten. Doch Ganesh klang deprimiert. Ich schätzte, dass andere Dinge nicht ganz so gut liefen, draußen in High Wycombe. Ich kehrte ins Wohnzimmer zurück. Gan hatte den Tisch sauber gemacht und wanderte nun durch das Zimmer, um hier und da Ordnung zu schaffen.

»Hör zu«, versuchte ich ihn aufzumuntern. »Sie werden schon etwas finden!«

»Sicher. Entweder ein Geschäft in High Wycombe, und dann erwarten sie, dass ich dorthin ziehe und ihnen helfe. Oder sie finden nichts, und dann muss ich hier bei Onkel Hari bleiben.«

»Warum sagst du ihnen nicht, was *du* möchtest?«, fragte ich ärgerlich. »Du kannst es doch nicht ständig allen recht machen!«

Er grunzte.

»Bis dahin«, redete ich munter weiter, weil es keinen Sinn machte, ihn schmallen zu lassen. »Was unternehmen wir wegen Albie?«

Er atmete hörbar aus und wirbelte so heftig zu mir herum, dass die schwarzen Haare flogen. »Überhaupt nichts! Wir müssten ihn dazu bringen, dass er seine Geschichte der Polizei erzählt, und er erinnert sich wahrscheinlich nicht einmal mehr daran! Wir wissen außerdem gar nicht, wo er jetzt steckt!«

»Du hast selbst gesagt, dass er immer irgendwo hier in der Gegend ist. Wir könnten ihn suchen. Er ist schließlich unverwechselbar.«

»Darin stimme ich mit dir überein.« Er stieß mit dem Finger in meine Richtung. »Er ist außerdem vollkommen unzuverlässig, Fran! Wann ist diese, diese Entführung – wann hat sie *angeblich* stattgefunden?«

»Vor kurzem.«

»Wann?«, beharrte er.

»Hör mal, das weiß ich nicht! Wir müssen ihn eben fragen!«

Und so verbrachten wir den restlichen Nachmittag damit, nach Alkie Albie Smith zu suchen.

Unnötig zu sagen, dass wir ihn nicht fanden. Wir kehrten zum Bahnhof zurück und fragten das Bahnpersonal. Wir fragten die Taxifahrer draußen vor dem Gebäude. Wir fragten jeden, der aussah, als wäre er früher am Tag bereits in der Nähe gewesen. Überraschenderweise wussten tatsächlich eine Menge Leute, wen wir meinten. Albie war, wie es schien, das ortsansässige Original. Doch niemand hatte einen Schimmer, wo er steckte, wenn er nicht in der Gegend von Marylebone herumhing ... oder Passanten draußen vor Onkel Haris Zeitungsladen Schläge androhte.

»Das war's dann«, entschied Ganesh, und es klang ehrlich erleichtert. »Wir haben alles versucht. Wahrscheinlich hat er etwas zu trinken in die Finger gekriegt und schläft irgendwo seinen Rausch aus. Wenn du ihn das nächste Mal siehst, kannst du ihn ja noch mal fragen. Ansonsten können wir absolut nichts tun. Ich glaube im Übrigen immer noch, dass er sich das alles nur ausgedacht hat. Du hast ihm einen Kaffee spendiert und damit bewiesen, dass du ein weiches Herz hast. Er wollte noch mehr Kohle von dir und hat sich eine interessante Geschichte zusammengesponnen. Hör mal, ich muss jetzt auch wirklich in den Laden, sonst macht sich Onkel Hari Sorgen um mich.«

»Wann macht er sich keine? Wir sollten die Polizei informieren.«

»Hör endlich auf, Fran! Sie werfen dich von der Wache, bevor du deine Geschichte zu Ende erzählt hast! Du hast überhaupt nichts gesehen. Du weißt nur, dass Albie meint, er hätte etwas gesehen – und sehen wir den Tatsachen ins Auge, der alte Bursche ist nicht gerade das, was die Polizei einen verlässlichen Zeugen nennt!«

Ich wollte nicht schon wieder mit Ganesh darüber streiten. Es ist selbst in seinen besten Momenten fast unmöglich. Denn Ganesh ist immer absolut vernünftig. Und je vernünftiger er argumentiert, desto mehr bin ich anderer Meinung als er. Also ließ ich ihn in Ruhe. Allerdings nicht die Angelegenheit. So leicht gebe ich nämlich nicht auf. Ich konnte wenigstens versuchen, die Sache zu melden. Und das tat ich dann auch, ich ging zu den Bullen.